Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 24

Artikel: Verschiedene Anekdoten

Autor: Strehlen, Oswald

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-643700

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

kleines Monatsgehalt und brauche nun nicht zu fürchten, daß Sie als Dollarmann zu hohe Ansprüche stellen. Und ich habe obendrein noch den Vorteil, meine englischen Sprachkenntnisse zu üben. Also kommen Sie!"

Halb zögernd, halb freudig ging nun der Amerikaner mit. Hans Peters bewohnte eine kleine, aber freundliche Zweizimmerwohnung, die er vom Nachlaß seiner Eltern möbliert hatte, und hier fühlte sich der Alte sofort heimisch. Er packte nun seinen Koffer aus, Kleider, Wäsche und schließlich eine alte Geige, die ihm viele Jahre treu gedient haben mochte.

„So, das ist meine ganze Habe!" sagte er mit verlegenem Lächeln zu Hans Peters.

„Wenig Gut — wenig Sorgen!" tröstete Hans Peters, und nun begannen die beiden ungleichen Männer ihr gemeinsames Dasein. Der alte Dorndorff besorgte das Hauswesen, kaufte ein, kochte und brägelte und hielt die Wohnung in Ordnung, und wenn Hans abends aus dem Geschäft kam, empfing ihn der Geiger mit guter Musik, denn er war ein feiner Spieler. Dann sprach man englisch miteinander, und der Alte erzählte aus seinem Abenteurleben in Amerika. Gute und schlechte Jahre hatte er gesehen und schließlich hatte ihn der Tonfilm, wie Zehntausende andere Musiker auch zum Verelenden gebracht.

„Da hatte ich nun gemeint, meine Verwandten in Deutschland, denen ich in schlechten Zeiten hundertmal aus der Not geholfen hatte, würden mir nun aus Dankbarkeit für den Rest meines Lebens eine Heimstatt bieten, aber es kam anders."

„Wenn Sie mich nun nicht zufällig getroffen hätten, Vater Dorndorff, was wäre aus Ihnen geworden?"

Da brummelte der Alte etwas Unverständliches und griff nach seiner Geige und spielte so wunder-wunderfein, dann lächelte er ganz verschmitzt und sagte: „Die da hätte mich bestimmt nicht im Stich gelassen!" und streichelte das Instrument zärtlich und schaute es so liebevoll an, dann legte er es in seinen Kasten zurück. —

Wochen waren vergangen und der Alte und der Junge waren die besten Freunde geworden. Aber in den letzten Tagen merkte Vater Dorndorff, daß der Hans, den er jetzt wie einen Sohn liebte, oft einsilbig und verstimmt war, daß ihm das Essen nicht mehr schmeckte, und eines Abends fragte er ihn kurz und bündig: „Hans, hast du Sorgen?"

„Ja, Vater Dorndorff! Große Sorgen! Doppelte Sorgen! Und ich will dir davon erzählen: Schau, ich liebe ein gutes, edles Mädchen, die Tochter meines Chefs. Wir haben uns längst versprochen, mein Chef schätzt und achtet mich auch sehr, aber als ich ihn vor vier Tagen um die Hand Elisabeths bat, sagte er zu mir: ‚Herr Peters, wenn andere Zeiten wären, würde ich Sie herzlich willkommen heißen in meiner Familie. Aber die Firma steht vor dem Zusammenbruch. Mein Kind muß einen Mann bringen, der ein gutes Stück Geld mit ins Geschäft stecken kann, damit wir wieder flott werden, und diesen Mann habe ich bereits gefunden, es ist der Sohn des Brauereibesitzers Wendt, und der bringt mir, wenn ich ihm Elisabeth gebe, rund 50 Mille in die Firma!' — Und so, Vater Dorndorff, ist mir die schönste Hoffnung und das Glück meines Lebens zerstört worden. Uebermorgen bereits wird sich der junge Wendt mit Elisabeth verloben."

„50 Mille, sagtest du, Hans?" fragte leise und sinnend der Alte.

„Ja, Vater Dorndorff, das ist für heutige Zeit unerhört viel Bargeld."

„Mag stimmen! — Ja, Hans, wer dir da helfen könnte!" murmelte der Amerikaner, holte seine Geige und spielte zarte, linde Weisen, dann streichelte er über das braune Holz und eine Träne fiel herab auf die Saiten. Aber das sah Hans Peters nicht. —

Als er am anderen Abend heimkam, fand er Vater Dorndorff nicht zu Hause, aber ein Zettel lag auf dem Tisch, darauf stand: „Lieber Hans! Bin in wichtigen, unaufschiebbaren Angelegenheiten nach Leipzig gefahren, komme heute abend neun Uhr zurück und du erhältst dann Aufklärung."

Das Essen wollte dem guten Hans heute gar nicht munden, und auch am Nachmittag im Bureau war er nicht recht bei der Sache. Immer sann und grübelte er, was wohl der Alte in Leipzig zu tun haben mochte. Endlich ward es Abend und Onkel Hermann trat ein, strahlte vor Glück. Er drückt den jungen Freund an sich, als wären sie Jahre getrennt gewesen. — „So, mein Junge, und nun laß mich erzählen, und dann wollen wir ein recht fröhliches Abendessen halten. Da in meiner Aktentasche stecken allerhand feine Sachen, die ich aus Leipzig mitgebracht habe. Und nun höre zu: Als ich vor 45 Jahren über den großen Teich ging als Geiger, fand ich drüben bald mein gutes Auskommen, und obendrein fand ich noch einen guten Freund, einen Italiener, Santorro hieß er, der aber nur, obgleich Italiener, ein mittelmäßiger Musiker war. Wir blieben 30 Jahre unzertrennliche Freunde, und da Santorro sehr oft stellenlos war, hielt ich ihn mit durch und sorgte für ihn. Und als er vor drei Jahren starb, vermachte er mir seine Geige, ein altes Familienerbstück aus Italien, ein köstliches Instrument, wie es nur noch wenige auf Erden gibt, denn es war eine echte Stradivari von ungeheurem Werte. Als mich nun vor einem Jahre die Sehnsucht nach der Heimat packte und ich herüberkam, war ich doch nicht ganz so arm, wie es schien, ich hatte ja meine kostbare Geige. Du, Hans, der mir ganz fremde Mensch, warst der einzige, der sich uneigennützig meiner in der Heimat annahm, der mir Tisch und Bett gewährte, und deshalb, Hans, habe ich mich in letzter Nacht entschlossen, dir zu liebe mich von meiner Geige zu trennen. Ich habe sie heute in Leipzig verkauft und da, da ist das Geld, viel mehr als dein Chef braucht, wieder flott zu werden!" Und er griff in seine Aktentasche und brachte mächtige Bündel Banknoten heraus, die er mit glücklichem Lachen Hans auf den Schoß packte.

„Aber ... aber ... Vater Dorndorff, das darf ich, das kann ich doch gar nicht ..."

„Habe ich mir gedacht, mein Lieber, daß du solche Einwendungen bringen wirst, aber die kommen zu spät! Bitte, eintreten!" Und er ging zur Tür und öffnete sie, und da eilten Elisabeth, ein liebes Geschöpf, und auch der Chef herein und der Amerikaner rief: „Aus der Verlobung morgen wird nichts, d. h. Verlobung findet statt, aber nicht mit dem Biermanne, sondern mit dir, Hans! Denn manus manum labat! sagte der Lateiner, soll heißen: Eine Hand wäscht die andere! Hast du mich, den Fremden, so selbstlos aufgenommen, so opfere ich dir gern alles, was ich besitze, und nun Prost, Herr Junior-Chef und Prost, Herr Liebermann und Prost, Fräulein Elisabeth!" Der Alte hatte mit fieberhafter Eile eine Flasche alten Rotwein aus der Tasche genommen, entkorkt und vier Gläser gefüllt, und nun stieß man freudestrahlend an und zwischen dem dritten und vierten Schluck sagte der Vater Dorndorff: „Am meisten werden sich nun meine Verwandten freuen, die mich vor die Türe gesetzt haben, wenn sie erfahren, daß ich doch noch Geld geschafft habe! Ja, ja, wir Amerikaner!" —

Verschiedene Anekdoten.

Von Oswald Strehlen.

Beethovens „Adelaide" wurde der Nachwelt durch den Hofkapellmeister Barth nur durch einen Zufall gerettet und zwar durch folgende Begebenheit: Barth besuchte eines Abends den Meister, als ihm dieser unwillig ein Papier in

die Hand drückte und sagte: „Das habe ich heute niedergeschrieben, doch ist es gut, daß gerade Feuer im Ofen brennt, da soll es nämlich sobald als möglich hinein!"

Barth las und begann zu probieren, Beethoven horchte auf und sagte schließlich heiter: „Mein lieber Alter, wir werden es doch nicht verbrennen!"

*

Franz Abt, der lyrische Komponist und berühmte Dirigent, eilte einmal über die Straße und die Vorfreude und Erwartung war ihm ordentlich vom Gesichte abzulesen.

„Wohin so eilig?" hielt ihn darum ein neugieriger Freund auf.

„Truthahnessen!" war die lakonische Antwort, aber der andere, der Abts gesegneten Appetit wohl kannte, gab sich noch nicht zufrieden, „hoffentlich keine zu große Tischgesellschaft?" meint er daher noch.

„Da kannst du ohne Sorge sein", versetzt Abt, „wir sind nur zu Zweit: der Truthahn und ich!"

*

Johannes Brahms war einmal bei einem reichen Weingutsbesitzer zu Tisch geladen. Es wurde ein erstklassiger Rheinwein aufgetragen, wozu der Gastgeber, ein liebenswürdiger Herr, höflich meinte: „Dies ist der Brahms unter meinen Weinen!"

Der Meister kostete mit glücklichem Behagen, trank aber sein Glas gar schnell leer und noch eins, dann aber rief er angeregt aus: „Fürwahr, ein Göttertrank! Aber nun bringen Sie mal Ihren Bach!"

Welt-Wochenschau.

China: Ultimatum Sakai.

Das Ziel Japans, China an seine Seite zu zwingen, liegt immer noch in weiter Ferne, und scheint von Zeit zu Zeit noch ferner rücken zu wollen. Was wunder, wenn die Generäle dann und wann Alarm schlagen und ein anderes Tempo des Vorgehens verlangen! Sie halten überhaupt eine Allianz mit China nur für möglich, wenn China in Fesseln liegt, und alle Verhandlungen von Regierung zu Regierung scheinen ihnen gefährlich, solange der Partner die geringste Bewegungsfreiheit besitzt. Was gäbe es auch für China Gescheiterres, als mit Japan Freundschaft zu heucheln und sich unterdessen nach Herzenslust zu bewaffnen und sich vorzubereiten zum „Rachekrieg"? Da Japan und China in Schlauheit wetteifern, begreifen die Japaner mindestens so gut wie ihre gelben Brüder den Vorteil der freundschaftlichen Maske.

Diesmal handelt es sich um die Verbreiterung der sogenannten „neutralen Zone", in welcher zwar Japan Militär halten, China aber keine Handbewegung wagen darf, um diese fremde Garnison zu bedrohen. Ein derartig eingerichteter Landgürtel zog sich bisher im Osten von Peking der großen Mauer entlang. Nun verlangen die Japaner seit einiger Zeit, daß Peking selbst ihnen ausgeliefert werde. Man fragt sich, weshalb und findet die Antwort leicht: Die Militärs wünschen ein größeres Maß von Sicherheit für „Mandschukuo", ein größeres Aufmarschgelände, falls China seine Rachepläne weiter verfolgen sollte, und vor allem wollen sie nicht dulden, daß dort, wo sie Garnisonen besitzen, ganz offen die Revanchepropaganda arbeitet. Der Ruf: „Die Provinz Hopei muß neutralisiert werden", bedeutete also schon seit langem: „Die Chinesen sollen in Hopei abdanken". Man wußte in England und Amerika, wo China genau beobachtet wird, welche chinesischen Behörden und Einzelpersonen Japan am meisten ärgerten. Man sah, wie der General Huang Fu, der scheinbar mit Japan zusammen arbeitete, insgeheim die patriotische Propaganda förderte. Auf verschiedene Forderungen der Japaner hin erklärten sich eine Anzahl von mißliebigen Chinesen selbst bereit, zu demissionieren. Aber Japan lacht. Weiß es doch, daß mit Sicherheit anstelle der Gegangenen sieben andere verkappte Patrioten treten werden.

Um die Wende der vergangenen Woche vernahm China denn auch den Wortlaut eines japanischen Ultimatums, auf das die Regierung in Nangking längst gefaßt gewesen. Bezeichnenderweise wird die Note nicht von Tokio aus und nicht an die Zentralregierung gesandt. Ein General verhandelt mit einem andern: Tahashi Sakai mit Hoyiong Tschin. Und Sakai verlangt von Tschin, daß er handle; die Regierung in Nangking mag dazu sagen, was sie will. Macht, um einzugreifen, besitzt sie nicht. Und Japan tut sein übriges, um die vorhandene Macht zu untergraben. Bald einmal wird Japan wirklich Recht haben: Es gibt keine chinesische Regierung mehr; es gibt nur noch Provinzregierungen. Besonders hat man es auf den immer noch mächtigsten chinesischen General Tschang Kai Scheck abgesehen. Gerade dies geht mit besonderer Deutlichkeit aus Sakais Ultimatum hervor:

Eine Organisation, die dem General Tschang Kai Scheck persönlich untersteht, die der „Blauhemden", soll in Hopei nicht mehr weiter existieren dürfen. Zwei dem gleichen Herrn direkt unterstellte reguläre Divisionen samt ihren „politischen Organisationen" sollen Hopei räumen. Desgleichen soll ein „General Yu" mit seinem 51. Armeekorps abziehen. Mit den Militärs haben die Organe der Partei Kuomingtang zu gehen. Und selbstverständlich ist, daß sowohl das Bureau des chinesischen Kriegsministeriums als das Sonderbureau des Huang Fu in Peking aufgelöst werden müssen.

Die Royal Air Force braucht Rekruten.

20000 junge Leute sollen so schnell als möglich in die Royal Air Force eingestellt werden, um die Verdreifachung der Luftflotte zu bewerkstelligen. Unsere Aufnahme zeigt eine Ansicht aus dem grossen Rekrutenbureau in Kingsway (London) welches kürzlich eröffnet wurde. Hunderte von jungen Leuten meldeten sich persönlich.